

Anna Krewani

Chantal Akerman: Meine Mutter lacht

2024

Veröffentlichungsversion / published version

Rezension / review

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Krewani, Anna: Chantal Akerman: Meine Mutter lacht. In: *MEDIENwissenschaft: Rezensionen | Reviews*, Jg. 41 (2024), Nr. 2, S. 342–343.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung 3.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution 3.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/3.0>

Chantal Akerman: Meine Mutter lacht

Zürich: Diaphanes 2022, 206 S., ISBN 9783035805512, EUR 22,-

Die belgische Filmmacherin Chantal Akerman hat die letzte gemeinsame Zeit mit ihrer Mutter in einem Text dokumentiert, der Tagebuch, Selbstgespräch, Dialog, Beschwörung des Lebens und Abschied zugleich ist. Beobachtungen des Alltags ihrer schwerkranken Mutter, die Ausschwitz überlebt hat und über das dort Erlebte ein Leben lang geschwiegen hat, verweben sich mit Rückblicken und Reflexionen zu einem eigenwilligen Buch. Bereits 2013 in Frankreich erschienen, liegt es seit 2022 in der exzellenten deutschen Übersetzung von Claudia Steinitz vor. Gut 20 Motive aus Filmen von Akerman und Privatfotos ergänzen den Text.

Nüchtern dokumentarisch hält Akerman den Alltag ihrer Mutter fest. „Heute ist Freitag und sie wird Fisch essen und sie freut sich“ (S.13). Es geht um Waschrituale, wechselnde Pflegerinnen, Schmerzen („Eine Frau stöhnt in ihrem Bett“ [S.18]), ihre Ängste wie auch um ihr immer wieder ausbrechendes Lachen – alles ähnlich unaufgeregert festgehalten wie in den Filmen Akermans, zum Beispiel in *Jeanne Dielmann, 23, quai du Commerce, 1080 Bruxelles* aus dem Jahr 1975.

In kurzen Sätzen und knappen Absätzen, die abrupt enden und spontan anheben, mit reduzierter Interpunktion und großzügigem Gebrauch der Konjunktion ‚und‘ wiederholen

sich die Ereignisse und Aussagen und wird die Gegenwart mit Erinnerungen an die Vergangenheit verknüpft: der Herzinfarkt der Mutter, ihr Aufenthalt auf der Intensivstation, Akermans Liebesbeziehung mit einer Internetbekanntschaft, ihre Versuche, mit ihrer Mutter zu sprechen, Nähe herzustellen und ihr doch gleich wieder zu entfliehen, Gesprächsfragmente mit dem bereits verstorbenen Vater, in denen die homosexuelle Orientierung wie auch die bipolare Krankheit der Autorin (nie als solche benannt, sondern nur als ‚Einfluss‘ umschrieben) angedeutet werden. Vieles bleibt dabei im Vagen, wird nur indirekt angesprochen, wenn überhaupt.

Oft ist nicht ersichtlich, wo Akerman schreibt, ob in Paris oder New York oder in der Brüsseler Wohnung ihrer Mutter. Zeitliche Angaben, die den Text verorten könnten, fehlen gleichermaßen. Nur die Rede von einem ‚vorher‘, ‚jetzt‘ und ‚danach‘ markiert die Zäsur, die das nahende Lebensende der Mutter bedeutet. „Niemand versteht, wie sie überlebt hat“ (S.7), lesen wir am Anfang des Textes und wissen, dass damit das doppelte Überleben einer Hochbetagten und Todkranken nach Herzoperation, Lungenembolie und Schulterfraktur und einer Ausschwitz-Zeugin gemeint ist, deren Lachen ihr Schweigen maskiert.

Changierend und wie haltlos ist im Text zuweilen auch die Erzählperspektive. Mal ist die Ich-Stimme ihre eigene, mal die der Mutter. Fließend und unbestimmt ist der Übergang: „Meine Mutter hat einmal zu mir gesagt, als ich von dort kam, war mein Herz tot“ (S.113), schreibt Akerman. Sie lässt offen, wer das ‚Ich‘ ist, dessen Herz tot war – die bipolare Tochter nach einem Psychiatrie-Aufenthalt oder die Mutter, die aus Ausschwitz kam. Der Kontext lädt zu beiden Interpretationen ein, der eigenwillige Stil schließt eine eindeutige Zuordnung aus. Zwei Erfahrungen, zwei Welten, zwei Perspektiven zusammengefasst in dem Bild des toten Herzens, in dem sich Mutter und Tochter treffen und überschneiden, an der Schnittstelle das Schweigen der einen und die Suche nach Sprache der anderen. „Das Kind ist sie, bin ich“ (S.25), heißt es an anderer Stelle. Aus Interviews mit Akerman zu ihrem Werk wissen wir, dass ihr Werk einzig um das Schweigen ihrer Mutter kreise.

„Atme Mama verlass mich nicht, atme. Verlass mich nicht, noch nicht. Ich bin nicht bereit und vielleicht werde ich nie bereit sein“ (S.23), spricht Akerman ihre Mutter

im Text direkt an. „Was wird mich danach am Leben halten“ (S.25), fragt Akerman und beschreibt sich selbst in der dritten Person als „alt geborenes Kind“, „immer erschöpft vom Erwachsenenleben, das nicht zu leben schafft“ (ebd.). Vielleicht ist mit diesem bangen Ausblick auf ‚danach‘ eine wichtige, wenn nicht die zentrale Frage angeklungen, die diesen durchaus polythematischen Text in Atem hält: jene nach dem, was überhaupt am Leben hält, was überleben lässt. Akerman hat sich wenige Monate nach dem Tod ihrer Mutter das Leben genommen.

Selbst kein wissenschaftlicher Text, sondern vielmehr persönliches Dokument bietet sich *Meine Mutter lacht* als Gegenstand an für eine Untersuchung des Akerman’schen Werks. Welches Wissen, welche Sprache erlaubt dieser Text, was den Filmen versagt blieb und medienbedingt vielleicht bleiben muss? Welche Schnittstelle zwischen Film und Text findet sich und welchen neuen Blick eröffnet dieser späte Text auf das filmische Werk, wäre zum Beispiel zu fragen.

Anna Krewani (Berlin)